

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

**Herausgeber:** Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

**Band:** 51 (1957)

**Buchbesprechung:** Rezensionen = Comptes rendu

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 18.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

und ihnen ist der griechisch-lateinische Psalter in Basel anzureihen. Für St. Gallen stellt BISCHOFF als bester Kenner fest : « Zahlreicher vielleicht als an irgendeinem anderen Orte sind die griechischen Spuren in St. Gallen, zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert. Trotzdem wird noch kritisch zu prüfen sein, ob man von mehr als einer bloßen Beschäftigung mit dem Griechischen zu sprechen berechtigt ist » (a. a. O. 48). Als bemerkenswert stellt er immerhin fest, daß man hier nach Mitte des 9. Jahrhunderts die Dositheus-Grammatik (Cod. 902) abschrieb und darin ein weiteres griechisches Schriftstück, den Brief eines Griechen Lazaros, eintrug. Daneben finden sich griechische Spuren in Glossarien, liturgischen Büchern, etwa auch in Palimpsesten. Nicht zu übersehen ist der eigenartige Gruß, den Notker Balbulus in seinen Brief an Lantpert einfügte : « Salutant te ellinici fratres » (Cod. 381 p. 9 ; vgl. W. v. D. STEINEN, Notker der Dichter, I, 35 und 495). Man ist geneigt, an einen Kreis zu denken, der sich in byzantinischer Aussprache « ellinici fratres » nannte, weil er sich — um nochmals Ekkehart IV. anzuführen — « propter Graecismum » zusammengeschlossen hatte. Dabei ist nicht zu vergessen, daß einer der Lehrer Notkers Ire war : Moengal-Marcellus.

## REZENSIONEN – COMPTES RENDUS

**Karlmann Beyschlag : Die Bergpredigt und Franz von Assisi.** (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie hrsg. von P. Althaus, H. Dörries und J. Jeremias, 2. Reihe : Sammlung wissenschaftlicher Monographien Bd. 57.) Gütersloh, Bertelsmann, 1955. 243 S.

B. hat sich mit diesem Thema eine verlockende, aber heikle Aufgabe gestellt. Die Bergpredigt ist nicht das ganze Evangelium, zu dessen Lebensform Franziskus sich verpflichtet fühlte. Wer den Heiligen und seine Stiftung nur im Lichte der Bergpredigt Jesu beurteilen will, läuft leicht Gefahr, im beschränkten Rahmen einer exegetischen Deutung befangen zu bleiben.

B. suchte im ersten Teil seiner Promotionsschrift den ethischen Gehalt der Bergpredigt zu bestimmen. Er setzt sich darin ausschließlich mit den exegetischen Arbeiten protestantischer Theologen auseinander und entscheidet sich für die eschatologische Sinngebung der Bergpredigt. Von katholischen Werken hat er nur Thaddäus SOIRON, Die Bergpredigt Jesu (1941), herangezogen, gewiß eine bedeutsame und umfassende Studie, deren Ergebnis vom Verfasser aber nicht verwertet wurde. B. verschiebt das Schwergewicht seiner Interpretation auf die Seligpreisungen der Bergpredigt und erschöpft ihren Sinn im « neuen, nichtgesetzlichen Ethos » der barmherzigen und weltverzichtenden Jesusnachfolge, die er gegen « Recht und Gerechtigkeit » stellt, Normen, welche die Ordnungen des Weltlebens in Familie, Volk, Staat und Beruf beherrschen.

Mit der exegetischen Erschließung der Bergpredigt glaubt B. den Wert-

maßstab gewonnen zu haben, um Franz von Assisi und seine Stiftung beurteilen zu können. Dafür ist aber eine genaue und zuverlässige Erfassung der franziskanischen Idee unumgänglich. B. fand es deshalb für nötig, Ordensregel und Legenden erneut einer gründlichen Quellenkritik und Interpretation zu unterziehen, eine verdienstvolle Arbeit, die jeder Franziskusforscher begrüßen wird. Aber B. ging leider mit unzulänglichen Mitteln an diese äußerst schwierige Aufgabe heran. Man wird ihm zwar zugestehen müssen, daß seine unermeßliche Kleinarbeit manche beachtenswerte Einzeldeutung zu verzeichnen hat, vor allem im Kapitel über die drei Regeln des hl. Franziskus. Am wenigsten befriedigt die quellenkritische Studie über das *Speculum perfectionis*. Der Verfasser hat wichtige Forschungsarbeit übersehen. Die aufschlußreichste Entdeckung zur Lösung der Speculum-Frage, die P. F.-M. Delorme in der Stadtbibliothek von Perugia machte (MS. 1046) und deren Text er teilweise 1922 (AFH 15, pp. 23 ff. mit textkritischer Einführung) und vollständig 1926 (*La Legenda antiqua*, Edition in: France franciscaine, Paris) veröffentlichte, ist mit keinem Wort bedacht. Von P. Michael Bihl hat B. offenbar nur die beiden Artikel in FS 22 (1935) und in AFH 39 (1946) genauer eingesehen und andere bedeutsame Arbeiten und Buchbesprechungen übergangen (siehe die bibliographische Zusammenfassung in: Archiv. Franc. Hist. 37, 1947, p. 355-402). Die Schlüsse, die B. zugunsten des *Speculum perfectionis* aus seinen Untersuchungen gezogen hat, stehen auf tönernen Füßen.

Im dritten Teil konfrontiert B. Leben und Stiftung des hl. Franz mit der Bergpredigt, oder besser gesagt mit seiner Deutung der Bergpredigt und der ältesten franziskanischen Quellen. Vorerst wird der modernen protestantischen Franziskusforschung und der katholischen Franziskusliteratur der Vorwurf gemacht, sie habe « Gegenwartsmaßstäbe an die Vergangenheit angelegt, mit dem Ergebnis, daß Franziskus so erscheint, wie der gegenwärtige Forscher ihn gerne sehen möchte » (S. 149). Dann legt B. seine Lösung vor: die franziskanische Bewegung habe zwar von der Bergpredigt einen mächtigen Impuls erhalten, in ihren Ergebnissen aber entferne sie sich wieder von der Bergpredigt, weil sie zu den Ordnungskräften des Weltlebens umgebogen wurde. Es erübrigt sich, auf Einzelheiten einzugehen, der ganze Abschnitt ist eine bedenkliche und subjektive Mache, die auch das Schlußurteil über Franzens heroische Durchbrüche zum Evangelium aus der Zwangsjacke der Ordensgesetze (« Kritik der Kritik an Franz von Assisi » S. 226 ff.) nicht verbessern kann. Für den Verfasser mag die Feststellung, Luther stehe der Bergpredigt näher als Franziskus, eine Genugtuung sein, die Franziskusforschung hat damit nichts gewonnen.

THEOPHIL GRAF.

**Philibert Schmitz O. S. B. : Geschichte des Benediktinerordens. III. : Die äußere Entwicklung des Ordens vom Wormser Konkordat (1122) bis zum Konzil von Trient. Ins Deutsche übertragen und herausgegeben von P. Raimund Tschudy O. S. B. — Einsiedeln 1955, 8 Tfl. und 271 S.**

Der dritte Band dieses Standardwerkes der Benediktinergeschichte umfaßt einen wechselvollen und ereignisschweren Zeitabschnitt. Niedergang und

Aufstieg, Verfall und Reform spannten das benediktinische Klosterleben in kampfereiche Gegensätze. Man rang, unter dem Druck der unerbittlichen Änderungen und Umschübe einer Zeitenwende, um die Bewahrung des unerläßlichen Erbes des Ordensstifters, um zeitbedingte, unvermeidliche Anpassungen, um die Neugestaltung der klösterlichen Lebensform und der schützenden Organisation. Die große Krise des Spätmittelalters, die an die Grundlagen der feudalen Ordnung rührte, riß auch die Klöster in den Strudel ihrer Auflösungstendenzen.

Ein besonnenes Kapitel wiegt vorerst die allgemeinen Ursachen des Niederganges aus. Hier fallen einige treffliche Urteile zur vielschichtigen Frage historischer Bedingtheit. Der Verfasser schöpfte aus umfassender und kritischer Quellenkenntnis und weiß wohl zu scheiden zwischen verallgemeinernden Skandalberichten und wirklichkeitsgesättigten Aufzeichnungen. Was W. Andreas aus gediegenem Wissen der Beurteilung kirchlicher Zustände am Vorabend der Reformation voranschickte, das gilt auch für die Klöster: « Eine richtende Geschichtsbetrachtung . . . würde nur ein verzerrtes Bild der ungemein verwickelten Sachlage entwerfen. » Der Franziskaner R. Schmitz gelangte in seiner gründlichen Studie über die Klöster der Franziskaner Konventualen im 14./15. Jh. zu ähnlichen quellenkritischen Ergebnissen. Die Ursachen des klösterlichen Verfalls verteilen sich vorwiegend auf die veränderten Umweltsbedingungen. Der Verfasser ist der Ansicht, die Benediktiner hätten sich des Schwergewichts des Niederganges wirksamer erwehren können, wenn sie sich bereitwilliger den neuen Zeitaufgaben in Wissenschaft und Seelsorge gewidmet hätten. Dürfte man nicht mit ebenso viel Recht geltend machen, daß neue Zeitforderungen auch andere Formen des Ordenslebens erheischen? Es fällt auf, daß der Verfasser die große Armutsbewegung mit ihrer bedeutsamen Gabelung in häretische und kirchliche Gruppen gerade hier, beim Sichten der Ursachen des Niederganges, übergeht. Gewiß, sie war nicht eine unmittelbare Ursache des Verfalls, aber sie beherrschte die religiöse Bewegung des 12./13. Jh.; sie rüttelte nicht nur am Reichtum des Weltklerus, sondern auch der Klöster, sie vor allem drängte zu neuen Formen des Ordenslebens und stellte der Kirche neue große Aufgaben. Die neuen Zeitforderungen, denen sich die alten Orden nur schwer anpassen konnten, übergaben die Führung den Mendikantenorden. Es ist eine unbestrittene Tatsache der Ordensgeschichte, daß die Lebenskraft der Klöster an den kirchlichen Aufgaben wächst und aufblüht, welche die Zeit ihnen anvertraut. H. GRUNDMANN berührte dieses Problem in seiner beachtenswerten Studie über die « Religiösen Bewegungen im Mittelalter »: « Die monastische Reformbewegung hat zwar bei ihrer Erneuerung des benediktinischen Mönchtums auch den Verzicht auf Privateigentum in aller Strenge gefordert, keineswegs aber sich zu einem « Armutsideal » und zum Eigentumsverzicht der Klostersgemeinschaft bekannt . . . » (S. 15).

Die benediktinischen Reformen des 12. Jahrhunderts zeigen einen starken Zug zum Eremitenideal. Das mochte gewiß « seinen Grund . . . im Beispiel der orientalischen Mönche » haben, « die scharenweise nach Sizilien und Italien kamen », aber man darf auch hier auf das apokalyptische Zeitgefühl aufmerksam machen. Bernhard von Morlais hat ihm in den ersten Zeilen

seines großen Gedichtes « De contemptu mundi » prägnanten Ausdruck gegeben: *Hora novissima, tempora pessima sunt, vigilemus / Ecce minaciter imminet arbiter ille supremus ...*» (Chr. DAWSON, Die Religion im Aufbau der abendländischen Kultur S. 321). In zu engem Blickfeld stehen die Ausführungen des Verfassers über den Zisterzienserorden, sie scheinen mir zu juridisch zu sein. Selbstverständlich hat der Verfasser einer Benediktinergeschichte das Recht, gegenüber ordensrechtlichen Neuerungen und Abweichungen Stellung zu beziehen, aber die historische Betrachtung ändert sich doch wesentlich, wenn man die Zisterzienserreform an der benediktinischen Tradition mißt oder sie aus den neuen Gestaltungskräften der Zeit zu verstehen sucht. Wertvolle Kenntnisse vermittelt uns der Verfasser in seiner Darstellung der einzelnen Reformen, sie geben ein eindruckmächtiges Bild menschlichen Ringens und Versagens. Viel guter Wille scheiterte an unüberwindlichen Hindernissen, an unbefugten Einmischungen und unglücklichen Verordnungen, auch von kirchlicher Seite (Innozenz IV. steht auch bei den Franziskanern nicht in rühmlicher Erinnerung). So tragisch auch mancher Reformansatz endete, das Ringen war für den Orden doch bedeutsam. Es zeugt von seiner zähen Lebenskraft, daß die Jahrhunderte des Niedergangs fruchtbare Neuerungen zeitigten, besonders auch in verfassungsrechtlicher Hinsicht.

Auch der dritte Band bewahrt die Vorzüge der früheren Bände. Der Verfasser erweist sich als zuverlässiger Führer durch die Benediktinergeschichte. Er ist vor allem gut bewandert in der Ordensgeschichte Frankreichs und Englands. Für Deutschland und die Schweiz hat der Übersetzer dankenswerte Ergänzungen eingeschoben. Darf ich beifügen, daß die Kämpfe zwischen Nidwalden und Engelberg hauptsächlich ins 15. Jahrhundert fallen, nicht ins 13. und 14. Jh. Für die Gründungsgeschichte Engelbergs wünschte man auch den Nachtrag der neuesten Literatur. Vielleicht hat sich der Übersetzer diesen Zusatz für den folgenden kulturgeschichtlichen Band vorbehalten.

THEOPHIL GRAF.

**Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock von Ludwig Andreas Veit † und Ludwig Lenhart.** — Herder 1956, XIV, XI-332 S.

M. le Dr L. Lenhart, professeur d'Histoire ecclésiastique à l'université de Mayence, s'est proposé de réunir dans ce volume les multiples manifestations de la foi catholique à l'époque baroque, c'est-à-dire au temps de la Réforme catholique jusqu'au XVIII<sup>e</sup> siècle inclusivement. Le livre fait suite à celui que feu M. le Dr L. A. Veit avait publié sous le titre « Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter » (Herder, 1936). Le défunt, professeur à l'université de Fribourg-en-Brisgau, avait tracé les grandes lignes du présent ouvrage et, après en avoir commencé la rédaction, en avait, avant de mourir (1939), confié l'exécution à M. Lenhart. Celui-ci, puisant dans des ouvrages de caractère général, ainsi que dans des études de détail, dans les recès de visites pastorales, les constitutions synodales, les sermons, ceux d'Abraham a Sancta Clara en particulier — références dont la liste, placée en appendice, occupe plus de 50 pages —, a fait une

abondante moisson de croyances, de coutumes pieuses de toute nature, les unes profondément édifiantes, d'autres un peu naïves ou frisant même la superstition et que l'auteur, dans ses dernières pages, ne manque pas de condamner sévèrement.

Il s'agissait de grouper sous un certain nombre de rubriques ces pratiques religieuses. M. Lenhart les a réparties en treize chapitres (dans lesquels il aborde plus d'une fois d'ailleurs des coutumes fort diverses et qu'il aurait fallu, semble-t-il, séparer par un espace en blanc). Une autre classification eût sans doute été possible. L'essentiel est de pouvoir tomber rapidement sur le renseignement désiré et l'on a dressé à cet effet une bonne table des matières.

L'auteur nous renseigne par exemple sur les processions, les pèlerinages, le culte de l'Eucharistie (il note qu'on se préoccupait davantage des dévotions à l'égard du Saint Sacrement que de sa réception), sur le culte de certains saints, les usages populaires fixés à la fête de tel ou tel d'entre eux, sur la suppression des fêtes et les protestations que ces mesures provoquèrent, sur les dévotions mariales, le chant collectif et l'origine de la « Singmesse », sur les offrandes de toute espèce en faveur du clergé, sur le culte des morts, celui des reliques et l'acquisition de corps extraits des catacombes. Il donne l'explication d'usages amusants, de dictons, d'expressions demeurées populaires (ainsi le « Lundi bleu » ; pourquoi l'apôtre saint Simon, grâce à un jeu de mots qui n'est possible qu'en allemand, était le patron des maris dominés par leur épouse).

Il n'aurait pas été inutile d'ajouter, dans un sous-titre — l'auteur l'a fait implicitement dans sa préface — qu'on ne s'occupait que des pays de langue allemande, la Suisse alémanique y comprise. P. 78, faute d'avoir précisé, le lecteur pensera qu'il s'agit de Fribourg-en-Brigau, et non pas de Fribourg en Suisse. Il est dit, p. 207, que, dans cette dernière ville, les Quarante Heures existaient à partir de 1609 ; elles y sont en réalité attestées plus tôt : le vicaire général Schneuwly en parle en 1594 (Man. du Conseil 145, 22 nov. ; et Geistl. Sachen 537, 9) et il en est aussi question, à la même date, dans l'Histoire du Collège (I, p. 27 et 29).

L'ensemble met en lumière — ainsi qu'a déjà eu l'occasion de le faire M. G. Schnürer, dans son livre, d'ailleurs souvent cité par M. Lenhart, sur l'Eglise catholique et la Culture à l'époque baroque — le renouvellement de la foi catholique, dans ses manifestations les plus diverses, à la suite du concile de Trente et fournit l'origine et l'histoire de pratiques de dévotion aujourd'hui encore presque toutes en vigueur, mais dont quelques-unes, sous l'influence de préoccupations nouvelles, sont aujourd'hui peut-être sur le point de disparaître.

L. WAEBER.

**Anton Hänggi : Der Kirchenhistoriker Natalis Alexander (1639-1724).** xvii-417 S. (Studia Friburgensia NF 11), Freiburg/Schweiz, Universitätsverlag 1956.

Vorliegende umfangreiche Arbeit stellt die Doktor-Dissertation dar, die H. im Frühling 1947 der theologischen Fakultät der Universität Freiburg

eingereicht hatte ; in einzelnen Fällen ist indes auch seither erschienene Literatur berücksichtigt. Hänggi schildert ausführlich die geistige und wissenschaftliche Entwicklung des jungen NA, des Sohnes einfacher Bürgerleute aus Rouen, der mit 15 Jahren bei den Dominikanern seiner Heimatstadt ins Noviziat eintrat. Von Bedeutung wurde für den idealgesinnten Ordenskleriker die weitere Ausbildung im Kloster von St-Jacques zu Paris, einem der berühmtesten Häuser des Ordens, wo er vor allem ausgesprochener Thomist wurde und sich für eine strenge klösterliche Disziplin begeisterte, der er zeitlebens treu blieb. An der theologischen Fakultät der Sorbonne, die er von hier aus besuchte, wurde schon im 17. Jh. im Gegensatz zu den deutschen Universitäten die positive Theologie mit Patrologie, Kirchenrecht und besonders Kirchengeschichte in Vorlesungen und Prüfungen ausgiebig gepflegt, was seine spätere Entwicklung wesentlich bestimmte. Diese Pariserjahre gaben ihm aber auch den Geist eines entschiedenen Gallikanismus mit auf den Weg, dessen er sich gern rühmte und den er bis zuletzt nicht verriet.

Da er alle seine Examina mit bestem Erfolg bestand, wünschte ihn der bekannte Minister Colbert als Privatlehrer für seinen Sohn Jacques-Nicolas, der ihm auch später als Erzbischof von Rouen dankbar blieb. Die Vorlesungen, die er für den jungen Theologen in Kirchengeschichte zu halten hatte, fanden übrigens soviel Beifall, daß er sie drucken ließ und damit den ersten Ansporn für seine ausgedehnte literarische Tätigkeit erfuhr. Diese Tätigkeit konnte er allerdings nicht sofort in vollem Maß entfalten, da sein 12jähriges Wirken als Lehrer der Philosophie und Theologie, dann als Studienregens, der die wissenschaftliche Ausbildung der jungen Ordensbrüder zu überwachen hatte, als reformeifriger Provinzial und schließlich als Prediger fast seine ganze Zeit in Anspruch nahm. Auf der Kanzel fehlte ihm zwar, bei aller Tiefe und Gewandtheit des Vortrages, die begeisternde Überzeugungskraft, sodaß er nach Auffassung der Obern mehr durch seine Schriften als das gesprochene Wort das Ideal des Predigerordens zu verwirklichen berufen war.

So kündigte NA bereits 1675 seine « Ausgewählte Kapitel zur Kirchengeschichte » an. Unter dem allzu bescheidenen Titel erschien indes im Laufe von zehn Jahren ein Werk von 26 Bänden, das er aus eigener Kraft, ohne fremde Mithilfe herausbrachte. Er widmete es seinem hohen Gönner, dem Minister Colbert, und fand in wissenschaftlichen Kreisen viel Anerkennung. Als er aber in dem nach Jahrhunderten angeordneten Werk das 12. Jh. herausgegeben hatte, traf ihn ganz unerwartet die in dieser Form ungewohnte päpstliche Indizierung des bisher erschienenen Werkes, auf die noch ein zweimaliges Verbot der inzwischen weiter veröffentlichten Bände folgte. Er litt schwer unter dieser demütigenden Verfügung, ließ sich aber, wie er mehrfach erklärte, dadurch in seiner Treue zum Apost. Stuhl nicht erschüttern. Um indes weitem Verurteilungen zu entgehen, unterließ er die Fortführung der Kirchengeschichte bis zur Gegenwart und gab zunächst eine Geschichte des Alten Testaments in 6 Bänden heraus, die der Zensur weniger ausgesetzt war und ihm doch die Möglichkeit wissenschaftlicher Arbeit wahrte. Hatte er schon vor Inangriffnahme seiner Kirchengeschichte

kleinere Abhandlungen aus dem Gebiete der Theologie erscheinen lassen, so befaßte er sich nun in der Folge zumeist mit Fragen der Dogmatik und Moralthologie, der Homiletik und Exegese und griff auch in das dornige Gestrüpp der Polemik mit den Jesuiten, sowie in den Jansenistenstreit — Gewissensfall, Bulle « Unigenitus », Appellation an das Konzil — mit der ihm eigenen Entschiedenheit, ja Hartnäckigkeit ein. Trotz dringenden Anratens des Ordensgenerals und hochgestellter Freunde konnte er sich nicht dazu verstehen, die von Rom beanstandeten Partien seiner Kirchengeschichte zu überarbeiten ; es gelang ihm aber doch durch die erwähnten theologischen Arbeiten die Aussöhnung mit der Kurie und die päpstliche Gunst wiederzugewinnen, die er indes durch die Opposition gegen die Bulle « Unigenitus » und den « Appell » neuerdings verscherzte. Daß er in dieser entscheidenden Frage seinen Widerstand auch angesichts des Todes eindeutig und formell aufgegeben hätte, kann auch H. nicht einwandfrei nachweisen. In Bezug auf diesen Widerruf stehen sich auch heute noch die Behauptungen scharf gegenüber, wenn auch der Wille zur Aussöhnung bei diesem im übrigen kirchentreuen Gelehrten als wahrscheinlich gelten muß.

Im Mittelpunkt von Hänggis Buch steht naturgemäß Werk und Bedeutung des NA als Kirchenhistoriker. Dieser geht noch chronologisch vor, wie die Mauriner, nach Jahrhunderten, die er aber auch sachlich nach Stoffgebieten gliedert. Gut und einläßlich wird das kritische Vorgehen des Dominikaners behandelt, das allerdings nicht selten wenig kritisch erscheint, wenn es um Postulate von Gallikanern geht.

Aufs Ganze gesehen bietet NA das Bild des Historikers, der methodisch auf weite Strecken mit den Maurinern, mit Tillemont und Fleury zusammengeht, der aber als erster seit Baronius, und vielfach in kritischer Haltung gegen ihn, eine allgemeine Kirchengeschichte in Angriff genommen hat. Hier nun hätten wir gewünscht, daß H. sich auf diesen Hauptteil seines Buches beschränkte : NA als Kirchenhistoriker, natürlich mit der Einleitung über seine geistige Entwicklung und eine Zusammenfassung über seine übrigen Werke. Damit wäre er dem Titel seiner Arbeit gerecht geworden. Durch die z. T. eingehende Behandlung auch der nichthistorischen Werke sowie der spätern gallikanischen und jansenistischen Streitigkeiten wird aber dieser angekündigte Rahmen weit gesprengt ; das Ganze wird zur Gesamtdarstellung des NA. Der 2. Teil hätte in seiner Ausführlichkeit eine eigene, selbständige Publikation gerechtfertigt. Dafür hätte der Kirchenhistoriker NA eine vermehrte geistesgeschichtliche Vertiefung erfahren können. So wäre eine Vergleichung oder Gegenüberstellung mit andern Zeitgenossen, etwa den Maurinern oder Bollandisten, auch methodisch fruchtbar gewesen, von denen zwar der eine oder andere Name kurz erwähnt wird, ohne daß aber die Wirkkraft dieser Kreise auf den Dominikaner näher untersucht würde. Und die Beschränkung auf das eigentliche Thema hätte auch eher eine Synthese nahegelegt, die bei der Fülle von Einzelzügen als Wohltat empfunden worden wäre.

Den Abschluß des Buches bildet in einem ersten Anhang eine Sammlung von 150 Briefen, meist als Regesten, auch solchen, die NA nicht als Kirchenhistoriker betreffen. In einem 2. Anhang sind die 829 Scholien wiedergegeben,

in denen NA zu den Aussetzungen der römischen Zensoren in seiner indizierten Kirchengeschichte Stellung nahm. Das ganze Buch ist überaus fleißig gearbeitet und dürfte kaum einen wesentlichen Beitrag an Quellen und Literatur vermissen lassen. Was daran ausgesetzt wurde, soll seinen Gesamtwert nicht herabmindern, beruht vielmehr auf Beobachtungen und Auffassungen, die sich z. T. auf eigene Erfahrungen stützen können. H. hat manches davon wohl selber gefühlt, wenn er in seinem Vorwort schreibt, daß die Arbeit stark angewachsen sei und soviel Zeit und Raum in Anspruch nahm, « daß schließlich das ursprüngliche Thema vielleicht nicht mehr mit der gewünschten Gründlichkeit behandelt werden konnte. »

P. GALL HEER.

**Die Matrikel der Universität Basel.** Im Auftrag der Universität Basel, hrg. von **Hans Georg Wackernagel** unter Mitarbeit von **Marc Sieber** und **Hans Sutter**. 2. Bd. 1532/33-1600/01. Basel, Universitätsbibliothek 1956. xxvi + 634 S., brosch. Fr. 58.—.

In der Würdigung der Lage des schweizerischen Katholizismus seit dem Ausgang der Religionskriege bei Kappel wurde schon oft hervorgehoben, wie sehr die katholischen Orte hinsichtlich der Schul- und Bildungsanstalten bis auf die Zeit der Gründung des Helvetischen Kollegs in Mailand und der Jesuitenkollegien gegenüber den reformierten Städten in Rückstand blieben, umso mehr als nicht nur die Universität Basel, sondern auch die meisten, früher stark besuchten deutschen Hochschulen dem Katholizismus verloren gingen. Der Gedanke, daß durch den Besuch protestantischer Schulen der katholische Glaube gefährdet werde, ist denn auch in katholischen Reformkreisen oft geltend gemacht worden, ja er bildet eines der wesentlichsten Motive für die schöpferischen Impulse der katholischen Reformkreise auf dem Gebiet des Bildungswesens.

Die Matrikel der Universität Basel, deren erster Band 1951 erschien, ist nicht zuletzt unter diesem Gesichtspunkt auch für die katholische Kirchengeschichte der Schweiz eine bedeutsame Quelle; denn sie rückt die zentrale Stellung der Universität vorerst einmal für den gesamten schweizerischen Protestantismus in helles Licht, kommt doch hier sehr klar zum Ausdruck, welche Anziehungskraft Basel auch dank des Rechts auf Gradverleihung auszuüben vermochte. Nichts vermag dies besser zu beleuchten, als die auffallende Tatsache, daß nicht wenige Basler Studenten aus der westlichen Schweiz in der Folge als Lehrer an den Akademien zu Lausanne und Genf tätig waren. Ähnliches gilt nicht zuletzt von Zürich, das als Bildungsstätte gegenüber Basel an Bedeutung weit zurücktritt. Mag Zürich Basel an politischem Einfluß überragt haben, so muß die geistesgeschichtliche Stellung der Rheinstadt doch ganz anders eingeschätzt werden, als es in den meisten Darstellungen der eidgenössischen Geschichte der Fall ist. Je mehr sich indessen Basel zu einem Bildungszentrum von europäischem Ausmaß entwickelte, was nach der kurzen Krise zufolge der Durchführung der Reformation sehr bald zutraf, desto mehr weiten sich die Perspektiven für die allgemeinen geistesgeschichtlichen Zusammenhänge. Wir denken etwa an die durch die Matrikel so deutlich gemachte starke Frequenz der Hochschule

seitens der deutschen Studenten lutherischen Bekenntnisses, aber auch an die Tatsache, daß die calvinistische Richtung in Basel durch den bedeutenden Anteil von Genfern und Franzosen zu starker Geltung kam. Für den Protestantismus in Frankreich spielte die Universität Basel überhaupt eine erhebliche Rolle. Auch italienische Häretiker treten hervor, zum Teil in reger Publizistik. Wir erinnern hier nur an wenige Namen, vor allem an Lelio Sozzini aus Siena (1547/48), an Giov. Paolo Alciati aus Turin (1558/59), aber auch an die eigenartige Erscheinung des Jac. Brocardus aus dem Piemont (1568/69), eines Visionärs, der gleich anderen als Flüchtling nach Basel kam. Wie manches Schicksal unbekannter Studenten aus Italien verbirgt sich wohl hinter unaufgeklärten Namen? Beiläufig sei auf « Broccardus Boronius Parmensis » verwiesen, 1593/94 in Basel inskribiert, eine ganz merkwürdige Persönlichkeit (vgl. Emil Camenisch, Bündn. Monatsblatt 1954, 145-174), die auch in der Korrespondenz Heinrich IV. mit dem franz. Gesandten in Rom begegnet (vgl. diese Zs. 47, 1953, 306 f.) und eine höchst zweideutige Agententätigkeit im Osten wie im Westen der Eidgenossenschaft entfaltete.

Nach geläufigen Vorstellungen war die Universität Basel protestantisch. Aber ist das ganz richtig? Diese Frage führt zu manchen Beobachtungen, die hier nur angedeutet werden können. Von den innerschweizerischen Orten wurde Basel nur selten aufgesucht. Selbst Luzern stellte in diesen sieben Jahrzehnten nur knapp ein Dutzend Studenten, ja Solothurn, so nahe bei Basel, nur zwei (so nach Ortsregister). Beim einen und andern mag auch Not im Spiel gewesen sein, wie etwa bei jenem Rapperswiler Conr. Concenter (« se propter deum inscribi rogavit », S. 39 mit einem zweiten ähnlichen Eintrag). Doch auffallend ist nicht bloß der starke Besuch der Universität aus dem Wallis, wo die protestantische Glaubensbewegung in jener Zeit in voller Entwicklung stand, eine öfters hervorgehobene Tatsache, auch nicht allein, daß zahlreiche Studenten aus den bündnerischen Untertanengebieten nach Basel zogen, sondern daß wir in dieser Matrikel doch einigen späteren katholischen Geistlichen begegnen. Ludwig Frey aus Baden wurde Chorherr zu Beromünster (inskr. 1554/55), so auch Renward Göldlin aus Luzern, der schließlich sogar Domkustos von Basel und Protonotar wurde (inskr. 1548/49). Der Walliser Nikolaus Locher, 1537/38 Student in Basel, wird 1567 Official in Sitten; sein Landsmann Joh. Gasser, der mit ihm nach Basel zieht, dürfte wohl eher mit dem späteren Domdekan identisch sein. Unter den Freiburgern finden wir den nachmaligen Chorherrn und Propst von St. Nikolaus Anton Rollier (1559/60). Wer übrigens die zahlreicheren Freiburger Studentennamen durchgeht, wird feststellen, daß die meisten von ihnen patrizischen Geschlechtern angehörten und sie vielfach in den politischen Dienst ihrer Vaterstadt traten, daß aber nach 1570/71 der Besuch sozusagen vollständig aussetzt. Allmählich scheint nun wirklich die stärker vorstoßende katholische Reformbewegung mit der Gründung katholischer Kollegien eine Wende herbeigeführt zu haben.

Für die Erklärung des Rückstandes der Katholiken auf dem Gebiet des Bildungswesens darf eine andere Tatsache hervorgehoben werden, die durch die Matrikel ausgezeichnet belegt wird. Der Impuls zu höheren Studien aus

der Reformationszeit ist irgendwie in der Familie protestantischer Theologen erhalten geblieben, allerdings vornehmlich bei der Elite der Prädikanten. So wird eben das protestantische Pfarrerhaus Träger der Bildungsbestrebungen, einer Gelehrten-Tradition. Von Ulrich Zwingli studieren Sohn und Enkel in Basel, zu erwähnen sind aber auch die Söhne Heinr. Bullingers, Leo Juds, Konrad Pellikans, Thomas Gyrfalks, Johannes Comanders, Scipio Lentulus, Namen, die wir beiläufig herausgreifen.

Die Reihe der berühmten Namen in der Basler Matrikel ist erstaunlich groß. Wir können darauf nicht näher eingehen. Doch das Gesagte dürfte zur Genüge die Bedeutung der Basler Matrikel als Quelle für die allgemeine und schweizerische Geistesgeschichte beleuchten, von der Personen- und Familiengeschichte im engeren Sinn ganz zu schweigen. Die Leistung des Hauptherausgebers Hans Georg Wackernagel darf übrigens als höchst erfreulich bezeichnet werden. Wer bedenkt, daß die Zahl der immatrikulierten Studenten in diesen sieben Jahrzehnten sich auf 5460 Namen beziffert, wozu noch 74 aus anderen Quellen nachgewiesene Studenten kommen, der kann sich die gewaltige Arbeit denken, welche eine sorgfältige Edition erforderte. Im Nachweis der Familien und auch der Personalien der Studenten gab sich W. alle erdenkliche Mühe, indem er nicht nur die Universitätsakten, sondern auch andere Archivalien heranzog und die bereits zahlreichen gedruckten Matrikeln mit großer Umsicht auswertete. Niemand wird glauben wollen, daß in der Identifizierung der Studenten nicht Zweifel auftauchen können oder bei einzelnen Namen aus intimerer Kenntnis der Landes- und Orts-geschichte nicht Ergänzungen möglich sind. Doch darf dies dem Herausgeber in keinem Fall zum Vorwurf gemacht werden, zumal gemäß dem damaligen Brauch eine überaus große Zahl von Namen antikisierte Formen aufweist (auch die Ortsnamen sind zumeist latinisiert, in nicht immer geläufigen Formen), welche die Identifizierung ungewöhnlich erschweren. Endlich sei noch daran erinnert, daß die Matrikel wertvolle Nachrichten zur Kultur-geschichte bietet, besonders weil in den Gerichtsbüchern nicht wenige Fälle von schweren und leichteren studentischen Exzessen aller Art festgehalten sind. Wir zählen ohne jedes Zögern die Basler Matrikel, zumal diesen Band, zu den bedeutendsten Quellenpublikationen der letzten Jahre und können nur wünschen, daß die Forschung ihr die gebührende Beachtung schenkt. Darin läge der schönste Dank an den Herausgeber und seine Helfer sowie an die Behörden, die das Werk mit großem Verständnis förderten.

O. VASELLA.

**Eugen Gruber : Geschichte von Rebstein.** Herausgeber : Politische Gemeinde Rebstein. — Rebstein 1956. 424 S.

Die vorliegende Ortsgeschichte, die anlässlich des 150jährigen Jubiläums der politischen Gemeinde Rebstein von einem gebürtigen Rebsteiner, dem Zuger Kantonsschullehrer Dr. Eugen Gruber, verfaßt wurde, bildet nicht nur in bezug auf den Umfang eine gewichtige Publikation, sondern überragt auch inhaltlich dank des gründlichen Quellenstudiums des Autors die üblichen mehr volkstümlichen Ortsgeschichten. Der Stoff ist nicht chronolo-

gisch, sondern thematisch gegliedert. Dies erlaubt dem Verfasser, all jene politischen und rechtlichen Institutionen, die durch ihre mittelbare oder unmittelbare Herrschaft in diesem Gebiet auf die Geschichte Rebsteins einen maßgebenden Einfluß ausgeübt haben, in ihrem Ursprung und in ihrer Entwicklung zu verfolgen und auch die historischen Denkmäler, wie die Burg Rebstein, in ihrer Bedeutung zu würdigen. Doch bei aller Liebe zu wertvollen Details gelingt es ihm, die Geschichte von Rebsteins Umgebung und vorab des st. gallisch-äbtischen Hofes Marbach, dem auch Rebstein unterstellt war, in die großen machtpolitischen Kämpfe des Spätmittelalters hineinzustellen. Die Herrschaft der einstigen Reichsvögte über das Rheintal, das Vordringen der demokratischen Bewegung gegen die Feudalherrschaft im Appenzellerkrieg und der darauf folgende Übergang des Tales von Österreich an die Appenzeller und an die eidgenössischen Orte als Landvogtei kommen plastisch zur Geltung, bis schließlich diese Vogtei 1803 im neuen Kanton St. Gallen aufgeht. Auch der Einfluß der verfassungsrechtlichen Umwälzungen dieses Kantons auf Rebsteins Geschichte im 19. Jahrhundert kommt zur Sprache.

Die Darstellung zeichnet sich durch eine außerordentliche Vielseitigkeit aus; vor allem ist die gründliche rechtsgeschichtliche Auswertung hervorzuheben, und die Gabe des Verfassers, die rechtlichen Verhältnisse und die daraus entstehenden Streitigkeiten durch Quellenzitate anschaulich zu gestalten. Doch auch an kulturgeschichtlich Interessantem fehlt es nicht: bei der Beschreibung des Turmes Hardegg über dem Dorf Rebstein, in dem die Herren von Hardegg als Vertreter des Abts von St. Gallen walteten, weist G. auf die Lieder des Rittersängers Heinrich von Hardegg hin, wobei er dem Text eine farbige Tafel mit der Wappenseite dieses Sängers in der Manesischen Liederhandschrift beifügt. Nach der Erörterung der kirchlich-konfessionellen Verhältnisse und der Schulgeschichte Rebsteins legt G. im letzten Kapitel seine wirtschaftliche Entwicklung von der ursprünglichen Weinbauernsiedlung zum modernen, wohlhabenden Industrieort dar unter besonderer Hervorhebung der Bedeutung der Stickerei.

Von unschätzbarem dokumentarischen Wert sind die Exkurse am Ende des Werkes, u. a. die Verzeichnisse der mannigfachen kirchlichen und politischen Beamten und Angaben über die hauptsächlichen Dorfgeschlechter bis ca. 1850 mit einer Wappentafel der Rebsteiner Familien. Besonders zu loben ist die vorzügliche Ausstattung des Buches mit farbigen und Photographientafeln, einer Karte von Rebstein und Marbach und zahlreichen Abbildungen im Text. Als Ganzes muß das Werk als vorbildlich für künftige ortsgeschichtliche Darstellungen bezeichnet werden.

HELLMUT GUTZWILLER.